

Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers

Herausgeber: Schweizerischer Verein für Heimerziehung und Anstaltsleitung; Schweizerischer Hilfsverband für Schwererziehbare; Verein für Schweizerisches Anstaltswesen

Band: 7 (1936)

Heft: 6

Artikel: Die Pflege des Schönen im Heim

Autor: Bührer, Hermann

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-805894>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Fachblatt für Schweiz. Anstaltswesen

Beilage: Schweizerischer Verband für Schwererziehbare

Herausgegeben vom Sverha: Schweiz. Verein für Heimerziehung u. Anstaltsleitung
Redaktion: E. Gossauer, Waisenvater, Sonnenberg, Zürich 7, Tel. 23.993
Stellenvermittler: E. Walder, Waisenvater, Küsnacht (Zürich), Tel. 910.838
Inseraten-Annahme: A. Joss, Verwalter, Bürgerheim Wädenswil, Tel. 956.941
Druck und Spedition: G. Aeschlimann, Buchdruckerei, Thun, Tel. 26.94
Jahresabonnement: Fr. 4.—, Zahlungen: Sverha, Postscheck III 4749 (Bern)
Insertionspreis: Ganze Seite Fr. 30.—, Wiederholungen Rabatt

7. Jahrgang Nr. 6 / Erscheint monatlich . Laufende Nr. 52 / Juni 1936

Inhalt: Mitteilungen. — Pflege des Schönen im Heim. — Schwererziehbare. — Stellenvermittlung.

Mitteilungen.

Tagung in St. Gallen. Wir freuen uns der schönen Tagung und danken den Veranstaltern nochmals herzlich für all ihre Arbeit. Die Beteiligung war sehr erfreulich, von den 245 Mitgliedern erschienen 220.

Wir ersuchen alle „Freunde der Armen“ an der **Sammlung für notleidende Anstaltsleiter** teilzunehmen und ihr Scherlein, so klein es auch sein mag, unserm Kassier Hrn. Niffenegger, Sunneschyn, Steffisburg auf Postscheckkonto „Sverha“ III 4749 (Bern) einzusenden, mit dem Vermerk „Sammlung“.

Wir freuen uns, mitteilen zu können, daß beim Vesper in Teufen Fr. 195.10 zusammengetragen wurden. Wir konnten damit in acht verschiedenen Anstalten Freude bereiten. Für diese Gebefreudigkeit nochmals herzlichen Dank!

Kurswochen in Casoja, Volkshochschulheim für Mädchen, Lenzerheide-See. Vom 6. Juni bis 25. Juli, 2.—22. August, 16.—25. September und 4.—11. Oktober finden Kurse über Literatur, Bürgerkunde, Hygiene, Naturkunde, Frauenfragen, Kunst, soziale und religiöse Fragen und eine Singwoche statt. Pensionspreis im Haupthaus Fr. 5.—, im Ferienhaus Fr. 3.70 pro Tag oder bei Selbstverpflegung Fr. 1.20 Kopfgeld pro Nacht. Wer nicht voll zahlen kann, soll sich doch melden. Auskunft und Anmeldungen: Volkshochschulheim Casoja, Lenzerheide-See, Graubünden. Tel. Lenzerheide 72.44.

Die Pflege des Schönen im Heim.

Hermann Bührer, alt Vorsteher, Zürich-Höngg

1. Einleitung.

Meine lieben Freunde von der „Sverha“! „Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen, ihr Musen, zum Ritt ins alte romantische Land!“ Dieser Satz, der Wielands „Oberon“ eröffnet, ist mir zu Sinn gekommen, als ich mich hinsetzte, um für die Tagung des Schweizer Vereins für Heimerziehung ein Referat auszuarbeiten. Es stimmt ja nicht alles im genannten Zitat für meine Aufgabe. Es wird kaum ein anerkannter Pegasusritt zum Parnaß werden. Ich habe mich als

älterer Knabe naiv gefragt, warum im unerforschlichen Rat unserer Vorstandsgötter der Beschuß habe gefaßt werden können, mich ausgedienten Gaul für die St. Galler Tagung aus dem Erzieher-Rennstall zu holen. Und dieser Beschuß im Hinblick auf die große Menge geistsprühender, unternehmungslustiger, ideengespickter Jungpferde, die der Haber heillos sticht, die stallmutig im Hofe scharren und den Moment kaum zu erwarten vermögen, wo sie mit elastischen Sprüngen die Laufbahn der pädagogischen Strecke durchmessen können. Oder waren es mitleidige Gründe sanitarischer Art, die den Vorstand bewogen, den alten Karrengaul einzuspannen, auf daß er sich wieder einmal die steifen Beine verstrecke? Item! Es hieß, es müsse wieder einmal ein „alter Praktiker“ reden, wo man sich doch eher zur Sorte der „Unpraktiker“ rechnet.

2. Das Problemfieber.

Ich möchte von Schönheitsproblemen in unsern Anstalten reden. Unsere heutige Welt ist ja ein großes Problem-Meer, in welchem es nur so wimmelt von ungelösten Fragen auf allen Gebieten. Man ertrinkt fast. Keine Seite des menschlichen Lebens ist frei von diesem Problem-Geziefer, das uns juckt und uns nicht schlafen läßt. Ich werde mich wohl hüten, den großen Papyrus mit der Liste aller brennenden Probleme vor Ihren Augen aufzurollen. Oder wünschen Sie etwa die politische Liste aufgezeigt? Es ist aber, glaube ich, klüger, zu schweigen und den Weltenlenker den gordischen Knoten der Politik lösen oder zerhauen zu lassen. So wollen wir auch weislich die Hände lassen von jeglichen medizinischen Rätseln und theologischen Knacknüssen und nicht hineingreifen ins Wespennest der Rassenprobleme. Werden wir doch nicht einmal fertig mit unsern erzieherischen Aufgaben.

Aber tatsächlich überall in allen Volksschichten begegnet uns dieselbe Problemseuche. Wir rätseln einfach zu viel und wachsen uns nur zu leicht zum unverbesserlichen Problem-Schuster aus. Halten wir uns lieber mehr an Lösungen, die es doch gottlob auch gibt. Ein Stephanus durfte doch auch rufen: „Ich sehe den Himmel offen.“ Dürfen wir nicht auch bei aller Wahrung der Bescheidenheit sagen: „Ich will tapfer zu lesen versuchen im Buch, das mir jedes Kind vorstellt. Es soll mir nicht passieren, daß vor lauter Problembäumen ich den Wald der Erkenntnis nicht mehr sehe. Wir wollen uns an das Naheliegende halten und nicht immer mit dem Fernrohr bewaffnet in ferne pädagogische Auen hinausblicken und dabei über Erziehungs-klötze vor unsern Füßen stolpern. Es ist doch allezeit für Erzieher ein Sofortprogramm da, das ohne langes Federlesen Abwicklung verlangt. „Greif nur hinein ins volle Menschenleben — und Erzieherleben — und wo du's packst, da ist es interessant!“

Das zu arge Meditieren lassen zum Glück unsere Heime mit ihrem lebendigen Pulsschlag nicht zu. Unsere Pfleglinge sind das Sicherheits-ventil gegen chronisches Kopfzerbrechen. Sie lehren uns, jeden Tag mit Gottes Hilfe frisch anfangen, als wären wir noch nie gestrauchelt. Unsere Kinder verlangen von uns mit Ungestüm Handlung, aber keine

indisch-beschauliche Meditation. So sind sie unseres Gottes Zänglein, das uns aus unfruchtbarem „Studieren“ herausreißt. Rein alles Problemforschen werden wir nicht abreagieren können. Im größten Trubel des Tages kann uns einmal eine wuchtige Frage anspringen wie ein Panther. Und wenn uns der laute Tag damit verschont, dann nimmt uns die Nacht gefangen, aber nicht immer jene poetische Nacht, von der Nikolaus Lenau singt: „Weil auf mir, du dunkles Auge! Uebe deine ganze Macht, ernste, milde, träumerische, unergründlich süße Nacht!“ Möchte es uns gegeben sein, wenn die Nacht ihr Sturzbad von Problemen über uns ausgeschüttet — und wo wäre das Heim, das nicht neben allgemeinen Aufgaben seine Spezialprobleme hat, die oft stürmisch nach Lösung rufen, daß wir dann den ganzen Problemkomplex — nicht an den Nagel hängen, nein —, daß wir ihn nur gleich an die Himmelstüre hängen und hierauf getrost einschlafen können!

Ich bin nun leider nicht der brave Märchenonkel, der hingehnt und bei Euch, liebrente Heimleute, Eure Probleme und Sorgen einsammelt, wie der Lumpensammler die Hadern zusammensucht von Haus zu Haus. Ich weiß zwar auch, daß viele von Euch die beneidenswerte Gabe besitzen, trotz Sorgen froh und frei in die Welt zu schauen, ihrem Heim zur Freude und zum Nutzen, eine Gabe, die mir leider etwas spärlich zuteil geworden ist. Mir kann man immer die Probleme vom Gesicht ablesen. Ein Knabe kam einmal mit seinem Anliegen nach dem Mittagstisch zu mir. Ich fragte, warum er die Sache nicht schon vor Tisch zur Sprache gebracht habe. Treuherzig meinte er, er beobachte, daß ich nach dem Essen besser aufgelegt sei als vor demselben, was ihn bewogen habe, die etwas brenzlige Geschichte erst nach der Mittagstafel aufs Tapet zu bringen. Wer hätte es ihm verübeln wollen!

3. Ziele in der Erziehung und ihre Grenzen.

Wollen wir in der Anstalt zielbewußt schaffen oder planlos Tag für Tag fortwursteln, so lange es geht? Oder sind wir im Stadium, nach anfänglich hochgestellten Zielen, heruntergeschraubt zu haben und ernüchtert zufrieden zu sein, wenn wir unsere Pfleglinge täglich mit dem nötigen Futter für Leib und Geist versorgt wissen? Ohne Ziel arbeiten heißt, einen Tannenbaum ohne Gipfeltrieb pflegen. Pfarrer Kneipp war mir immer groß, weil er mit der Devise: „Wasser tut's freilich“ seiner Lebensaufgabe ein klares Ziel setzte. In seinem Motto steckte sein ganzer Lebensaufbau, seine Therapie, seine Lebensanschauung. So durchzieht auch Heinrich Pestalozzis Leben ein Hauptgedanke; den Verschupften zu helfen.

Vielleicht heißt Deine Devise: „Ich will sie glücklich machen.“ Und Du als geschickter Hausvater hast es fertig gebracht, den Dir zur Obhut Befohlenen zweckmäßige, schöne Wohnräume zu bieten. Und Du, Hausmutter, gibst Dir unablässig Mühe, für gute Speise, wohlige Kleider und für ein gutes Bett zu sorgen. Hand aufs Herz! Hält dann mit der Verfeinerung des Lebensstandards auch die Verfeinerung des Benehmens der Kinder Schritt? Konstatieren wir nicht oft statt fort-

schreitender Herzensbildung zunehmende Verrohung, Verwilderung, die uns erschreckt? Unser Land zieren eine Fülle fürsorglicher Einrichtungen für die Jugend in einem Ausmaß, wie sie vorher die Welt noch nie sah und daneben steht eine krasse innere Jugendnot wie noch nie, der zu wehren wir uns unvermögend fühlen. Es ist für uns eine Tatsache, die schwer eingeht, daß just das Beste, das unsere Kinder benötigen, ihnen von höherer Seite geschenkt werden muß. Diese Barriere des Unvermögens erleben wir bei Normalbegabten und bei unsrern Anormalen. Und jenseits dieser Barriere steht dann Gottes Werkstatt, wo er Werke tut auch an Kindern, daß wir nur staunen. Es ist wahr, was das „Evangelische Schulblatt“ letzthin schrieb: „Wir können auch durch den besten Religionsunterricht kein neues Leben schaffen. Daß man über den Geist Gottes nicht verfügen kann, das gibt jeder menschlichen Eingriffsmöglichkeit Grenze und Selbstbescheidung.“

So stehen wir in gedämpfter Stimmung vor den Grenzpfählen unseres Erziehungsbezirkes. Gerade bei unsrern Schwererziehbaren ist es ja häufig der Fall, daß wir uns mit einer Abschlagszahlung bescheiden müssen. Um nur einen Punkt zu nennen: Wie gern z. B. hätten wir mit jedem Kind ein recht freundschaftliches Verhältnis, und doch will es uns nicht mit allen gelingen. Die Ursache mag auf beiden Seiten liegen. Wir trauern in jedem Fall. Nein, unsere Erziehungsbäume wachsen nicht in den Himmel. Dafür ist redlich und weislich gesorgt.

4. Was man gelegentlich von Heimeltern alles fordert.

Vom Lehrer geht eine etwas boshaftie Redensart um, der liebe Gott wisse alles und der Lehrer wisse alles besser. Es müßte mich nicht wundern, wenn unsere Kritiker analog behaupten würden: „Der liebe Gott kann alles, und der Anstaltsvorsteher kann alles besser.“ Kürzlich bei einer Ausschreibung für die Stelle eines Waisenvaters wurde Organisationstalent verlangt anscheinend als wesentlichste Forderung für einen routinierten Waisenvater. Diese Kommission scheint sich noch zu bescheiden. Sonst muß doch ein Hausvater alles können, selbst die Gold- oder Geldmacherkunst. Er hat schlankweg als Universalenschlüssel zu gelten. Ich möchte keinem unserer Tausendkünstler, die wir da und dort in den Anstalten wirklich haben, auf die Zehe treten, besonders weil ich es selber nicht bin. Aber dieser raffinierte Werkmeister, den nichts verblüfft im Betrieb, scheint mir mit seiner Jagd in allen Sätteln fast etwas verdächtig. Irre ich?

Ja, es macht sich immer gut, wenn die Rädchen der Maschinerie hübsch ineinander greifen, wenn keine Verklemmungen im Betrieb entstehen. Man sieht es gern, wenn dem Nützlichen und dem Schönen gleich viel Aufmerksamkeit geschenkt wird, wenn sich Hauseltern bemühen, Tagewerk um Tagewerk in sauberm Abrollen aufeinander zu legen. Aber wollen wir andere Heimeltern schelten, wenn ihnen diese etwas mechanische Auffassung nicht genügt und sie sich immer wieder an dem Gedanken halten müssen, daß die Arbeit ihnen Tag für Tag neu aus Gottes Hand übergeben ist. Und wiederum treffen wir Hauseltern, bei welchen etwas wie künstlerische Sendung herauszufühlen

ist, zart besaitete Leutchen mit starkem Schönheitsideal. Ihnen ist besonders der geistige Zusammenhang von Gut und Schön aufgegangen. Ihnen ist wichtig, wenn Schiller sagt: „Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer.“ Allerdings gedeiht reines Aesthetentum schlecht in unsren Mauern, wo die Häuser schon so gern an Nüchternheit kranken. Selten sind unsere Heime ein reiner Traum von Schönheit. Wer aber glaubt, in unsren Erziehungsanstalten für Schwererziehbare mit bloßen Schönheitskünsten fechten und die seelischen Hindernisse mit künstlerischen Maßnahmen überwinden zu können, der wäre schnell genug in einer Sackgasse.

Ja, die fortwährend gesuchten und noch immer nicht entdeckten perfekten Hauseltern! Da fliegen uns „allpot“ neue Kinder ins Haus, nicht so im Naturrhythmus: Alle Jahr ein Kind, sondern oft alle Wochen eins. Und immer ist es „der Mensch mit seinem Widerspruch“, den sie uns bringen ohne weitere Wegleitung. Da gilt es, sich hinter die Aufgabe zu machen, Stichproben zu nehmen, anzuklopfen, hinzuhorchen wie ein Imker am Bienenstand, ob irgendein Singeton der jungen Königin zu hören sei. Es gilt Stollen zu graben, zu schürfen auch dann, wenn zu befürchten ist, daß die Erzader ein erstes Mal nicht getroffen wird. Es gilt Enttäuschungen zu überwinden. Der pädagogische Steinmetz muß die Härte des Steines erproben und weder zu scharfen noch zu lassen Streich führen. Verzweiflungsphasen müssen überwunden werden. Und bei allem Hantieren sind wir gottenfroh, wenn es schlußendlich nur wenigstens über uns heißt: „Du bist über Wenigem getreu gewesen.“

Und nirgends will sich das Universallexikon finden, das uns Aufschluß gibt über sämtliche „Fälle“. So gar keine Erfindungen auf dem Erziehungsacker sind zum Patent angemeldet. Wo doch die Welt von Patenten nur so wimmelt. Wie schön wär's mit einer Sublimiermaschine, die trotzige Buben kirre macht! Wie fänden Sie eine Höhensonne-Apparatur zur Bestrahlung verhockter, verbockter, verstockter Gemüter? Und wenn Sie in Zukunft in der Westentasche ein Besänftigungspulver gegen akute Wutausbrüche nachtragen könnten, unter Umständen auch zum eigenen Gebrauch? Auch eine Salbe gegen Hässigkeitsausschläge wäre ganz kommlich. Die Hausmutter trüge als Mittel gegen Klatschsucht der Kinder den patentierten Lippenstift bei sich. Schließlich käme man mit der erzieherischen Mechanisierung gewiß so weit, daß Schallplatten und gutdosierte Radiodarbietungen ein Hauselternpaar zu ersetzen und überflüssig zu machen vermöchten. Eine Zentrale würde alle Anstalten bedienen bis nachts 12 Uhr, sogar die Bettschwachen. Der spezielle Anstalts-Radioonkel würde alles restlos besorgen. Es kränkt uns, daß wir vorläufig noch immer den Pflug mit eigener Hand führen müssen. Wo sind nur auch die gütigen Heinzelmännchen vom glücklichen Annodazumal? Sie haben doch sicher den geplagten Pädagogen auch wacker geholfen. Heute heißt es prosaisch: „Man kann nicht mehr wie sonst ruh'n, man muß nun alles selber tun. Ein jeder muß fein selbst fleißig sein, muß kratzen und schaben und rennen und traben und schniegeln und bügeln.“ Es ist arg.

5. Harmonisches Gleichgewicht.

Was würden wir von einem Menschen halten, der zeitlebens ein voluminöses Paket voll widerlichen Inhaltes mit sich herum schlepppte, so daß er davon ein schiefes Gangwerk bekäme? „Dummer Narrenhäusler!“ würde es tönen. Und dennoch tragen wir Menschen gar oft ein pralles Netz voll Fehlleistungen, unerledigte Konflikte, Gewissenlasten und Vorurteile mit uns herum. Und doch wäre entsprechend der christlichen Lehre, gemäß dem Sinn den Beichtsakraments, gemäß dem Sinn der Psychoanalyse, gemäß dem Sinn der Oxfordbewegung es möglich, einem beschworenen Geist durch den Urwald von Irrungen eine Gasse zu hauen, ihn von verstrickenden Dornen zu lösen. Für uns Erzieher wäre dieses Verschnaufen der Seele, dieses Seelenstrandbad besonders notwendig, da wir doch auf unserm Posten harmonische Ausgeglichenheit in besonderm Maß benötigen, um auf des Kindes Seelenharmonie günstig einwirken zu können. Wie oft ist unser Lebenswagen einfach schief geladen! Die Kinder müssen unsere Einseitigkeit herausspüren. Wir geraten zum Eigenbrötler, wo wir doch müßten flehende Hände zum Himmel erheben und rufen: „Ohne dich seh' ich kein Licht! Ohne deine Gnade ist mein Wandel nicht sicher und gerade.“ Und wie leicht werden die Erziehungsprodukte des Sonderlings wieder Sonderlinge mit mühsamem Lebensanstieg. Einseitigkeit und Vielseitigkeit, beide können uns zum Verhängnis werden.

6. Kunst rings um uns her.

Nachdem wir unsren Scheinwerfer auf verschiedene Heimprobleme haben fallen lassen, möchten wir nun besonders uns auf die ästhetischen Belange konzentrieren, auf die Heimästhetik. Wir wollen vom Schönen im Heim und von der Art reden, wie wir imstande sind, das Schöne in den Teig des Tagewerkes hineinzukneten. Wir wollen aber zum vornherein betonen, daß uns innere Schönheit über äußere Schönheit geht. Bedaure Dich nur ja nicht, fühle Dich nicht als Aschenbrödel, liebe Hausmutter, lieber Hausvater, wenn allenfalls Dich der liebe Gott nicht zum ausübenden Künstler geschaffen hat, wenn es Dir nicht gegeben ist, die Welt immer nur mit Kunstaugen zu besehen! Ich rate Dir: Suche überhaupt die Kunst nicht zu weit weg von Dir. Kunst ist nicht gut rein in Flaschen abgezogen. Suche lieber Kunst rings um Dich her! Schon einige lallende Töne aus dem Mund eines einfältigen Kindleins vermögen die Saiten unseres Schönheitsempfindens in Schwingung zu versetzen und uns kunstfroh anzumuten. Der kleine Albert Schweitzer hört einmal die Oberschüler zweistimmig singen. Es ergreift das Büblein derart, daß es sich mit beiden Händen an der Mauer festhalten muß. Von ungefähr gleitet im beschwingten Tanzschritt ein Kind an Dir vorbei. Gleich steigt Dein Gemütsbarometer einen Grad und etliche tausend Bazillen einer aufkeimenden Schwermuttsinfektion haben den Tod gefunden. Was fahndest Du mühsam in alten Schmückern nach Poesie, wenn sie in Figura vor Dir vorübergaukelt! Setze Dich beileibe nicht in den Schmollwinkel! Fange mir nicht zu seufzen an, Poesie und Heimbetrieb sei unmöglich. Bei so viel Jugend

kann das Schöne nicht ausgeschlossen sein. Du müßtest ja schönheitsblind sein, wenn Du auch gar nichts von Schöinem merktest. Aber wie gesagt, über Dein künstlerisches Kleinvermögen lasse Dir keine grauen Haare wachsen. Wenn Du die Gabe des ausübenden Künstlers nicht hast, wenn Du nicht einmal Verfasser schlichter Heimpoesie sein kannst, lasse Dir keine Skrupel aufsteigen deshalb! Es schwimmen wie Korkzapfen genug Dichterlinge im Lebensteich herum. Statt eines Reimeschmiedes bist Du vielleicht ein Glücksschmied für Dich und Dein ganzes Haus. Du Mutter, verstehst vielleicht herzlich wenig von Malkunst. Aber Du verstehst die Kunst, Geknickte aufzurichten, hast eine linde, geschickte Hand in der Krankenstube, so daß es Deinen Kindern direkt ein freudiges Ereignis wird, einmal krank zu sein. Oder Du verstehst die schwere Kunst, die Bösen im Haus zu tragen, wo wir Vorschnellen gleich saftige Abrechnung im Typ des Kurzschlusses bereithalten. Oder Du verstehst vielleicht an Stelle der Blaustrumpfkunst jene andere Kunst, aus einer schädlichen Zerstörerbubengilde einen Stab nützlicher Konstrukteure zu machen. Lasse also die Fee „Kunst“ nur ja ganz frei und lose im Hause spielen! Du fährst am besten so. „Denn hältst Du mit Gewalt sie fest und willst Du Dir's erzwingen, so bleibt Dir nur ein trüber Rest, der Staub von ihren Schwingen!“ Kunst ist nicht schön, wenn sie sich auf dem Prokrustesbett streckt. Das unverbildete Kind, das ja von Haus aus Künstler ist, wird mit dieser Fee schon anzubändeln wissen. Weil der Kinder Kunstaugen noch so hell sind, brauchen wir Kinder auch nicht als rückständige arme Tröpfe zu bedauern, sondern dürfen sie als reich Bevorzugte bewundern. Kinder sind kunstbeflissener als wir in des Lebens Händel verstrickte Große. Kinder können uns künstlerisch beschenken, nicht umgekehrt. Wollten wir nur mehr Lust haben, bei jeder passenden Gelegenheit auf die künstlerische Neigung beim Kinde einzugehen! Da ist mir eine liebe Gehilfin von ehemals in guter Erinnerung. Recht oft, wenn wir den Morgenchoral in der Schulstube sangen, war sie in der Nähe. Und der Zöglinge frisches Singen übermochte sie so stark, daß sie nicht anders konnte, als im Gang draußen nach Herzenslust miteinzustimmen. Und die Buben, die es hörten, lächelten verständnisinnig. So entstand unwillkürlich eine prächtige Resonanz, die den ganzen Tag nachhallte und Einigkeit im Geist schaffen half. Das nenne ich angewandte Kunst von sicher nicht geringer Bedeutung, womit erreicht wurde, daß ein warmer Ton durchs Haus flutete.

7. Kunstbetätigung im Heim.

An Kunztzweigen für das Heim passend, d. h. an Kunstsachen, die Menschengeist zuwege bringt, ist ja kein Mangel. Man muß oft einfach staunen, was alles auf dem Gebiet schlichter Kunstbetätigung in Anstalten geleistet wird. Da bewundern wir hübsche rhythmische Reigen. Jene Kinder singen wie „die Vögel im Hanfsamen“. Hier verblüffen uns edle Modellierungen und Plastiken. Jenes Haus verfügt über einen gelungenen dramatischen Zirkel. Wir hören wohlgebildete Sprechchöre, flotte Deklamationen. In diesem Heim regiert der Genius der

Malkunst. Ueberraschende Zeichnungen schmücken die Wände. Ja, selbst das Kunstgewerbe findet Einlaß oder dann wenigstens Laubsägekunst, Holzbrand, Kerbschnitt oder Linoleumschnitt. Aber ich muß schon sagen: Für mich persönlich kann ich an einem bauerngerecht geladenen Mistwagen, an einem flotten Heufuder, an einer Zeine voll schön beschnittener Bohnen, an einem sauber gepflügten Ackerfeld zum wenigsten so viel Freude empfinden, wie an einem zusammengebastelten Briefmäppli. Kartoffelrüsten oder sagen wir nobler Kartoffelmodellieren hat für mich auch künstlerischen Einschlag. Sicher hat Heuschöcheln seinen verborgenen poetischen Reiz. Der Kunstsinn vermag sich bei jeder noch so prosaischen Beschäftigung zu regen. Das ist die Herrschaft des Geistes über den Stoff, über die Materie. Ein aufgeräumtes Kleiderkästli kann uns traumhaft schön anmuten. Wie schönen Wellenschlag gibt das in den Tagesbetrieb, wenn alt und jung Gelegenheit finden, zusammen kunstmäßig sich zu betätigen. Da hat z. B. mein Nachfolger unter getreuer Assistenz der Hausmutter und der Zöglinge einen Schlafsaal stilvoll und heimelig renoviert.

Wenn uns aber ein Kind mit Minderwertigkeitserscheinungen klagt, es bringe es nicht fertig, auf Weihnachten etwas Schönes zu leisten, dann trösten wir es nur herhaft und sagen ihm: „Freue dich recht auf das Fest, halte gute Freundschaft mit deinen Kamerädelin und sei mit allen recht lieb, dann vollbringst du eine ganz bedeutende Kunstleistung!“

Mir hat die Zeichenkunst und Zeichenlust meiner Knaben viel Freude und innern Gewinn gebracht. Es gab für beide Teile manche frohe Stunde. Ich war nicht offizieller Zeichnungslehrer; aber die Schweizergeschichte mit ihren Gestalten reizte und verlockte immer wieder wie eine Lorelei zu zeichnerischen Exkursen. Was sich da alles türmte an romantischen Burgen! Fast jede Episode wurde Anlaß zu lustiger Fabulier- und Bemalungslust. Ab und zu wurde „Ausstellung“ mit Kritik abgehalten. Die springlebigen Burschen konnten mäuschenstill werden ob den gefällten Urteilen. Man hatte das Gefühl, das ganze Bubenvermögen sei in die künstlerisch gewiß anfechtbaren Bildwerke mit ihren kraftstrotzenden Farben gelegt worden. Diese historischen Bildwerke waren oft das Tagesgespräch.

Zur literarischen Kunstbetätigung zähle ich das Geschichtenerzählen und das Geschichtenvorlesen, worauf ich keine geringen Stücke halte. Für die Kleinen, welche ja noch ganz auf uns angewiesen sind, scheinen Geschichten so nötig zu sein wie die tägliche Milch. Sie lecken oft förmlich nach geistiger Speise und reißen uns geradezu das Wort von den Lippen. Wir erzählen selbstverständlich in gemütfördender Mundart. Da beim Vorlesen oder Erzählen, sei es am Rüttisch oder in der Freizeit um den Ofen herum, da hat man sie alle im Sack, oft die ärgsten Unholde. Sie sperren das Maul auf und drohen jedem Störefried, der pfeifend zur Türe herein kommen will. Die laufende Erzählung wird noch gern Anstaltsgespräch. Das haben wir ja bekanntlich auch im Heim, das Tagesgespräch wie jedes richtig gehende Dorf mit seinem Klatsch. Und dieses Tagesgespräch kursiert beim Garben-

binden, bei den Stallmannschaften und beim Küchenjungen. Es wandert in den Garten hinaus und wird im Schlafsaal noch flüsternd dem Schlafgenossen brühwarm übermittelt.

Eine ganz wichtige Bezugsquelle für unser Schönheitsempfinden dürfen wir nicht vergessen zu erwähnen. Ist sie doch ein unversieglicher Born für feinste Schönheiten. Jung und alt, reich und arm steht sie zur Verfügung, in besonderem Maß jenen bevorzugten Heimen, die auf freiem Land stehen. Gemeint ist Gottes Künstleratelier, unsere liebe Mutter Natur. „Die unbegreiflich hohen Werke sind herrlich wie am ersten Tag.“ Denken wir nur an die Kinder Floras, die Blumen. Ein Missionar sagt aus: „Mit den Blumen zog in Alaska ganz merklich eine Beachtung der Gemütswerte ein.“ Denken wir an die oft so subtilen Wolkengebilde, an die Dämmererscheinungen mit ihren wunderbaren Wirkungen. Man darf fast nicht anfangen mit Aufzählen, weil es kein Aufhören gibt in dieser Fülle von Schöinem in Gottes Schöpfung. Hier darfst Du Erzieher mit Deinem Kind zum lauschenden Kind werden. In dieses Füllhorn mit seinen Wundern in Mikrokosmos und Makrokosmos darfst Du greifen. Hier lassen sich tausend Fäden ethischer und ästhetischer Natur mit Deinen Kindern unvermerkt knüpfen. Möchten uns nur recht die Augen aufgehen für das, was uns der Schöpfer an unserer uns umspielenden Natur geschenkt hat für ein ganzes Leben lang!

8. Wo die Aesthetik versagt.

Man würde ja gern singen: „Wenn alles bricht, Kunst verläßt uns nicht.“ Aber es glaubt niemand an diesen Vers. Kunst ist in ihrer Wirkung beschränkt und gibt uns über die letzten Lebensfragen keine Antwort. Auf bloße Kunst läßt sich auch kein Heim sicher bauen. Die Gründer unserer Anstalten waren von Hause aus keine Aestheten. Manche standen der Kunst eher mißtrauisch gegenüber. Wenn wir Heimleiter einmal in dem Gemütszustand sind, wo wir klagen, wie es in Mozarts Don Juan tönt: „Keine Ruh’ bei Tag und Nacht, nichts, das mir Vergnügen macht“, dann ist es noch keine ausgemachte Sache, daß wir mittelst einer Flucht in die Sphären des Schönen uns aus dem ungemütlichen Zustand zu retten vermögen. Ein von Dämonen gejagter Saul ist ja nur vorübergehend durch Davids Saitenspiel abgelenkt worden. Die Musik als Heilfaktor ist ja heute noch eine umstrittene Sache. Uebrigens scheint mir Kunst nicht für alle Menschen Lebensbedürfnis zu sein. Man trifft ab und zu anscheinend poesielose Leute, über die doch ein warmer Sonnenschein ausgebreitet ist. Das Schöne muß bei ihnen innerlich sitzen. Dr. Laurenz Sonderegger, der bekannte Vorkämpfer für Hygiene, meint skeptisch vom Einfluß der Kunst: „Der Mensch jubelt Gefühle in das blaue Himmelszelt hinaus, die er im Ernst niemals zu beachten gesonnen ist. Sehr oft tut er das Gegenteil von dem, was er besungen.“ Und wenn erst die Tage des Alters kommen mit ihrem einsetzenden Abbau, da fällt bei beginnender Generalinventur nur zu bald das Kunstbemühen ab wie abbröckelnder Mauerbewurf. Die Zieraten an unserm Lebenskleid fallen dem Vereinfachungsprozeß

zum Opfer. „Still auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis.“ Dem alternden Faust schleichen die Lemuren unheimlich über den Weg. Die bunte Welt wird nach und nach grau und todnüchtern.

9. Kunst auf Abwegen.

Wollen wir einen Moment den komischen Spuren des Pseudokünstlers nachgehen, einer Figur, die ab und zu auch in unsren Anstalten herum spukt? Auf seinem Büchergestell triffst Du Frank Allan, den Rächer der Enterbten nebst Karl Mays sämtlichen Werken in Prachtband. An den Wänden gleißen kitschige Landschaften und üppige Kinoschönheiten. In der Schublade findest Du das sechste und siebente Buch Mosi, ferner einen Liebesbriefsteller und vergnügt dabei Schriften der ernsten Bibelforscher. Und wenn wir von der Pflege des Schönen reden, meint unser naiver Gewährsmann, es sei von der Pflege des schönen Emil“ die Rede und von allerlei kosmetischen Mitteln. Emil ist darum so verschwenderisch in der Betreuung seines äußern Menschen, weil er weiter nichts zu tun hat an seinem inwendigen Menschen. So künstelt er halt an seinem „beau“ unermüdlich herum. Meist gehört zu diesem Zieraffen irgendwo in der Nähe ein entsprechendes Pendant, eine Flamme, ein Stern, der den schönen Emil zwingt, stundenlang an der Oberlippe zu zupfen, in Andacht versunken vor dem Spiegel zu stehen, kunstvoll die in Farbenjubel prangende Schleife richtig zu legen und sich zu vergewissern, daß der wichtigste Gegenstand der Garderobe, das Pochettli, seinen Zweck als eleganten Anreiz zu erfüllen vermöge. Steht dann dem Inhaber noch eine rassige Schleuderähne, die zwar bei der Arbeit oft hindert, eine wuchtige Haartolle zur Verfügung, die selbstverständlich einmal ums andere mit künstlerischem Schwung nach hinten fliegt, und kräuselt schlüßendlich noch eine kräftige „Sullana“ ihr schmales Räuchlein in die Luft, dann hat die „Pflege des Schönen“ einen Höhepunkt erreicht, wo es kein Höherhinauf mehr gibt. Zu jedem Tun entflammt, dampft unser Gent stolz seiner „Freundin“ entgegen.

Aber es gibt noch andere Abwege. Ich rede weiterhin töricht. Auch wir verstehen etwa einmal, uns schön zu machen. Wenn auf unsrer Tagesrechnung irgendein Minus sichtbar werden will, haben wir noch leicht ein Schönheitspfästerchen zur Hand. Zwar bezeichnen wir es meist anders. Wir sagen das eine Mal ganz nett: „Ich bin momentan nicht in Stimmung“, wenn ein unerwarteter Besuch uns im Zustand der Ekstase überrumpelt. Ein andermal klagen wir über Arbeitsüberhäufung, die unserm sonst guten Gemüt zusetzt. Klappt einmal die Hausordnung nicht, wenn der Gast an unserer Seite steht, dann faseln wir von großzügigem Betrieb, der keine kleinliche Reglementiererei dulde. Wir lassen vielleicht, wenn wir vermuten, es ziehe, etwas fallen von unheimlicher Gemütlichkeit in Anstalten, wo immer alles so gar geschleckt sei. Bei Lümmelhaftigkeit unserer Buben lehnen wir, auf hoher pädagogischer Warte stehend, ab, Anstaltsknigge und Anstaltstrompeter zu spielen. Ein blöder Jäger, der bei Fehlschuß nicht gleich mit der zügigen Ausrede zur Hand ist! So frisieren wir gern

einmal bewußt und unbewußt unsere Bilanz und legen Pomade auf bei üblichen Gerüchlein, bitte nur wenig, nicht faustdick, bewahre, nur ein winziges, beschönigendes Schönheitspflästerchen.

10. Ethik und Aesthetik im engen Verband.

Weisheit und Schönheit, beiden eignen ihre Tendenz zum Vollkommenheitsideal, hangen organisch fester aneinander als wir ahnen. Eine edelgesinnte Persönlichkeit weckt in uns feine Empfindungen. Sie strahlt ihre innere Schönheit unwillkürlich nach außen. Augenzeugen berichten wiederholt, wie manchmal das sonst gewöhnlich häßlich scheinende Antlitz unseres Pestalozzi in Schönheit aufgeglüht sei, wenn irgendein warmherziger Gedanke es durchflutet habe. Es lebt in uns allen eine tiefe Sehnsucht, „die kennet nicht Grab und nicht Wetter, die kennt nur ein ewiges Blüh'n“, wie das Lied singt. Unser Geist sucht eine Wahrheit ohne Wolken, eine Schöne ohne Nebelflecken. Wir ahnen in Jesus so etwas wie vollendete Harmonie von edel und schön. Wir fühlen es den Kreuzfahrern nach, die vor tausend Jahren auf ihrem Wege nach dem gelobten Land in rauhen Wüstengegenden sangen: „Schön sind die Felder, schön sind die Wälder in der schönen Frühlingszeit. Jesus ist schöner, Jesus ist reiner, der unser traurig Herz erfreut. Schön leucht' die Sonnen, schön leucht' der Monden und die Sternlein allzumal. Jesus leucht' schöner, Jesus leucht' reiner als alle Engel im Himmelssaal.“ Und William Wolfensberger hat auch etwas von diesem Glanz entdeckt, wenn er singt: „Wer dein Licht geseh'n, deiner Schönheit Zier, kann verwandelt geh'n höher für und für, kann im tiefsten Leid still die Wege zieh'n, weil der Ewigkeit Blumen in ihm blüh'n.“

Die Kunst für sich allein steht auf schwachen Füßen in diesem unwirtlichen Leben. Aber in der Bindung von Ethik und Aesthetik scheint sich ein Kitt von wirklicher Tragkraft zu bilden, ein Fundament, das die Säule unseres Daseins sicher zu halten vermag und eine Lebensarchitektur von Dauer werden kann.

Einen starken Eindruck, wie gut und schön ineinander überfließen, hatte ich oft beim jugendlichen Gesang. Ich muß gestehen, daß mich Musik am meisten anpackte im Kindersingen. Ist einem denn nicht, als tönte uns im schlichten Kinderton eine Ewigkeitsstimme aus dem verlorenen Paradies entgegen? Oder als hätte der unschuldige Kindermund einen Ton erfaßt aus dem neuen Lied, das die Erlösten anstimmen? Als wir noch den Gottesdienst der Erwachsenen in Schlieren mit der Schar unserer Zöglinge besuchten und dann von einem gewissen Zeitpunkt ab zum Kinderlehrgottesdienst übertraten, empfanden viele Kirchgenossen das Fehlen der gewohnten kräftigen Bubenstimmen unangenehm. Der Choral habe an Kraft verloren.

Vor 40 Jahren mag es gewesen sein, als ich, ein blutter Anstaltslehrer, mit den Knaben beim Sonntagnachmittagsbummel im „Fährli“ landete, im hübsch gelegenen Frauenkloster an der Limmat. Es war zur Vesperzeit. Wir traten in die reich beladene Barockkirche ein. Unerwarteterweise forderte mich der greise Beichtiger auf, mit den Buben

ein Lied im Gotteshaus zu singen. Ich erholte mich schnell von meiner anfänglichen Ueberraschung und stimmte an. Bald erscholl in der Nonnenkirche von protestantischen Zungen: „Die Gottesseraphim erheben ihre Stimm' mit Macht und Freud' vor ihm. Ihr heil'ger Chor, voll Glanz und Licht, singt mit bedecktem Angesicht: Heilig, heilig, heilig ist unser Gott, der Herr Herr Zebaoth.“ Die Buben hatten das Seltsame des Moments ergriffen und mit freudigen Tönen eingesetzt. Und als diese jugendlichen Sopran- und Altstimmen im Zusammenklang mit des Lehrers Tenor zum Lobpreis Gottes erschallten, daß es einem war, die pausbackigen Rokoko-Englein ringsum müßten mit ihren Kameraden zu ebener Erde in den Hymnus einstimmen, da war auf einmal kein konfessioneller Graben mehr zu entdecken, und der gerührte Priester dankte recht herzlich für die improvisierte Vesperzulage von protestantischer Seite her. Was die unsichtbaren Nonnen hinter dem Holzgitter sich bei dem Vorgang gedacht haben mögen, weiß der liebe Gott.

Nahe bei unserer Anstalt hatte es früher Reben, die von Bauersleuten aus Altstetten bearbeitet wurden. Eines Tages meldete sich bei uns eine betagte Rebfrau, welche infolge ihrer jahrzehntelangen Rebarbeit einen gebückten Oberkörper bekommen hatte. Sie beschwerte sich. Seit vielen Jahren, so weit sie sich zurück besinnen könne, sei das ihre Feierabendfreude gewesen, wenn unsere Buben, auf der Freitreppe sitzend, ihre Abendgesänge hätten ertönen lassen. Extra darum sei sie immer bis zum Einnachten im Rebberg geblieben, um ja diesen einzigartigen Genuß haben zu können. Immer sei sie nachher so froh heimgegangen und habe halt merkwürdig gut darauf schlafen können. Was nur auch los sei mit den Sängern, daß nichts mehr zu hören sei. Sie bestehe auf ihrem Recht. Ich suchte, so gut es ging, der gesangshungrigen Frau verständlich zu machen, daß eine gewisse Wandlung, eine Neueinstellung der Jugend vor sich gegangen sei, daß der Sport ein gut Teil der musikalischen Abendstunden verschluckt habe. Es gebe nur noch ausnahmsweise einen Abendhock auf der Treppe. Aber die gute Mutter wär nicht zu überführen. Total unzufrieden über die moderne Jugend und ungetröstet schritt sie heimwärts. Ihre schönsten Feierstunden waren unwiderbringlich dahin. Ueber das Thema Choralsang im Heim ließe sich leicht eine selbständige Studie zeichnen. Ich will meinen Gedanken in ein Erlebnis kleiden, das ich nie vergessen werde. Auf einer zerstreuenden Schweizerreise, als ich morgens noch in den Federn eines Hotelbettes lag, schllichen sich auf einmal in meinen Ferientraum Klänge aus Kindermund. Noch halb schlafend, konnte ich anfangs kaum unterscheiden, ob das Töne irdischer oder überirdischer Natur seien. Schließlich kamen mir denn doch die Wege, welche die Melodie nahm, etwas bekannt vor, und ich fragte mich, ob dieses Lied denn im Himmel auch gesungen werde. Mit fortschreitendem Erwachen merkte ich, daß es der Morgenchoral sein müsse vom Mädchenheim gleich nebenan, der mir in so verklärter Form zu Herzen gedrungen war. Ich hatte nicht geahnt, daß ich dem Heim so nahe war. Und jene Töchter hatten keine Ahnung, daß sie mit ihrem Refrain:

„Alles Ding währt seine Zeit, Gottes Lieb“ in Ewigkeit“ einem abgespannten Geist zu neuer Freude und Zuversicht verholfen hatten. Mit einem Segenswunsch für jenes Haus bin ich weiter gewandert. Aber nicht nur fromme Lieder vermögen Spannungen und Dumpfheiten auszulösen, auch ein schneidiger, lustiger Kanon vermag mein Gemüt zu Sprüngen veranlassen. Wenn unsere Jugend einen solchen polyphonen Springquell, ein solches kanonisches Wunder ab Stapel läßt, ist mir allemal, als ob an einem Stausee die Schütze gezogen würde und der ganze musikalische Sturzbach über meinen Kopf wegschösse. Nicht immer schlägt die hehre Stunde. Aber manchmal wirkt Bubensingen für uns Große wie eine Offenbarung. Es ist, als würde sich für kurze Augenblicke die sonst verhaltene trotzige Bubenseele ihrer rauen Esaushaut entledigen. Es ist, als würde sich einen Moment lang der graue Bubenhimme öffnen und sein schönstes Blau zeigen. Es ist, als käme auf einmal unter dem verzauberten rüden Bengel ein zarter Engel mit goldenen Schwingen zum Vorschein, den wir verwundert anreden möchten: „Verzeihung, liebe Psyche, bist du das wirklich? Wir hatten keine Ahnung von deinem Adel und daß du so fein daher kommen kannst. Welcher Unhold hat dich so verzaubert? Es tut uns leid, wir haben dich bös verkannt.“ Wir wissen, daß es nicht von ungefähr ist, wenn Buben in einem gewissen Alter nur ungern singen wollen. Es quält sie eine ethische Schamhaftigkeit. Wir wollen es nie vergessen, daß in der derben, harten Schale ein süßer Kern sitzt und wollen uns redlich bemühen, die Schale zu brechen, ohne dabei den guten Kern zu zerkrümeln.

Meistens recht zügig hatten allemal in unserm Haus die improvisierten „Singausbrüche“ eingeschlagen. Die Eruptionen erfolgten meist am Abend, einmal Werktags, einmal Sonntags. Zur Abendzeit braut sich ja gern bei Buben ein Gemisch von Wehmut, Heimweh, Fernsehnsucht zusammen, das im Abenddämmer bei Gesang gesunden Abfluß finden kann. Das Musikinstrument machte meist bei dem freien Zirkel die Ouvertüre, das Leitmotiv. Dann ging es los, manchmal ein bis zwei geschlagene Stunden. Es wurde oft ein wahrer Gemütsfeldzug, bei welchem sich ungeahnte Schleusen öffneten. Manchmal gab's Tränen. Da begann manche sonst verschlossene Seele gemütlich zu atmen, bald melancholischen Tälern nachschreitend, bald über schroffe Bergkämme hüpfend. Es war oft weit über der offiziellen Feierabendstunde, bis der musikalische Zauberring sprang und sich die frisch gebügelten Bubenseelen frohernst zur Ruhe begaben. Zugegeben sei, daß solche Gemütsauslösungen ebenso wohl durch Sport, Turnen, Wandern und auch durch einfaches Plaudern herauszulocken seien.

Aber ist es nicht doch ein wenig gschämig, daß Herr Zgraggen, der Pächter des Rütli, die Beobachtung machen muß, daß in den letzten Jahren die besuchenden Schulen auffallend wenig mehr singen auf dem stillen, der Jugend gewidmeten „Gelände am See“?

„O selig, ein Kind noch zu sein“, dachte ich am Anfang dieses Jahres, als ich am Schalter der Kantonalbank stand. Die große Halle steckte voll Menschen mit ihren Geldsüchten. Tiefernste, etwas müde

Beamtengesichter bedienten die schweigende Menge. Aber dort auf der Polsterbank, ganz in seine kleine Welt versunken, saß ein Kindlein, dessen Mutter am Schalter stand, um ihr Sparheft in Ordnung bringen zu lassen. Auf einmal tönte es aller Krise und allen Bankkrachen, allem Weltschmerz zum Trotz durch die Finanzhalle, einfach köstlich schlicht: „Maria und Joseph betrachten es froh.“ Die mammon- und sorgenfüllte Schar der Großen stutzte einen Herzschlag lang, horchte und lächelte der kleinen Weihnachtsoratoriensängerin zu. Es tönte ja wirklich eigen, dieses Krippenlied der Armut am Ort der großen Geldkrippe, indessen draußen auf der Bahnhofstraße in unendlich langen Kolonnen die Arbeitslosen trostlos vorbeischritten und ihre aufpeitschenden Sprechchöre unheimlich an den Häuserfassaden hinauf gellten, aber gar nicht weihnachtlich.

11. Saure Wochen, frohe Feste.

Ein Heim ohne Feste ist undenkbar. Es würde zur Wüste Sahara austrocknen. Es müssen einfach für das lusthungrige Kind freudig gehobene Tage auf der Bildfläche erscheinen. Es muß wieder einmal Extraküche geben. Burgfrieden muß verkündet werden, ein Halljahr, wo alte Schulden restlos abgestrichen werden und die Anstaltssonne wolkenlos am Horizont heraufsteigt, wo auch die Hausordnung etwas aufgelockert ist. Wir haben ja Heime, die schnell bereit sind, selbst bei kleinen Anlässen das Festgewändlein umzulegen. Man läßt es nicht bewenden bei der kirchlichen Festreihe: Weihnachten, Ostern und Pfingsten. Abgesehen davon, daß schon jeder Sonntag seine feierliche Prägung bekommt, ergeben sich nebstdem noch eine ganz nette Anzahl von Halbfesten und Hausfesten lokaler Natur und mit mannigfaltigster Gestaltungsmöglichkeit. Ich will jetzt nicht ausführlich den sinnigen Matthias Claudius mit seinen schlichten Eiszäpfelfesten, Bratäpfelfesten und andern poetischen Naivitäten zitieren. Aber für manches Heim ist schon ein abendliches Herbstfeuer mit köstlich-mehligen Röstkartoffeln ein kleiner Jubeltag. Oder dann verliert sich das Heim einmal für einen Tag im Wald und lebt in Laubhütten. Der Tag wird rot angezeichnet im Kalender und bekommt den Vermerk: „Rassig!“ Dann spukt ja schüli gern der Samichlaus in den Anstalten herum in mehr oder weniger geschmackvoller Form. Geburtstage beleben anmutig mit allerlei Kleinkram, Wünschen und Vorrechten die Woche. Auf einmal ist es dann wieder Chilbi, für manche Hauseltern ein dubioses Festproblem, weil sie einmal sagen hörten, Chilbi sei das Fest der Minderwertigen. Silvester und Bächtelitag lassen uralte Ortsbräuche aufleben. Und welche Sturmflut von Gemütswallungen bringen immer die Ferientage über unsere Häuser! Die Hausmutter wird bei ihrem Tun, den letzten Schliff an die Reisegäste zu legen, fast lätz. Turmhohe Freude ist beim Auszug aus Aegypten mit Mienen: „Was kostet die Welt?“ Und derselbe Hochgang der Gemüts-See herrscht, wenn die Schulreisetage kommen, denen sich neuerdings im Kranz der Festivitäten der Wintersport anschließt. Aber auch die Badestunden im Sommer mit Schwimmfest, das Turnfest, die Tage mit dem runden Leder, alles das

birgt belebende Momente in Fülle in sich. Selbst das Examen hat seinen inquisitorischen Charakter abgestreift und hat sich zum sehnlich erwarteten Ehrentag gemausert. Selbst die umstrittene Fastnacht heischt ihren Festtribut, und bestände er nur in einer Zeine voll Küchli und einem lustigen Kasperlitheater. Im Spätherbst wird etwa ein Räbenliechtlifest gefeiert. Noch leicht wird den Buben der Feuerwehrtag zum Festtag. Man wird zu Hauptproben von Ortsvereinen eingeladen. Eine saftige Metzgete belebt den Winter. Die landwirtschaftlichen Heime haben ihre nahrhaften Krähhahnen. Etliche unserer Anstalten freuen sich ob ihren Jahresfesten. Ich glaube kaum, daß ich alle die Feste und Festlein vollzählig aufgeführt habe. Hebel hat sicher im Hinblick auf unsere Heime recht, wenn er ausruft: „Ne freudig Stündli, ischs nit e Fündli? Jetzt hemmers und jetzt immer do. Es chunnt e Zit, würds anders cho.“

Aber bitte nur nicht zu viel des Guten! Fast scheint es, daß man heute am Zuviel leidet gegenüber dem Zuwenig von früher. An einem der Feste will niemand rütteln lassen, am Weihnachtsfest. Wir haben über die Begehung dieser einzigartigen Feier ganz verschiedenartige Rezepte, angefangen bei Beuggens lieblichen Festbräuchen bis zu Vater Rupflins Heimfeiern und wieder bis zur mitternächtlichen Christmette der innern Orte. Die Wahl ist frei, ob man Waldweihnacht oder ganz exklusive Familienweihnacht vorziehen will, ob groß aufgezogen als Dorffest mit Riesenbaum oder mit zartem Kerzenschein am Zwergbäumlein vor nur ihrer etlichen in den Zimmern verteilt. Just die freie Gestaltungsmöglichkeit ist der Reiz am Fest.

Bei uns wurden immer gern nach altem Brauch Kinderverslein und Dialoge vorgetragen. Die Weihnachtsgeschichte, Lieder und Musikstücke brachten Abwechslung. Oft machten uns ansehnliche Künstler und Künstlerinnen ihre Aufwartung. Sogar ausgewachsene Orchester ließen sich zur Feier herbei. Früher, um den Ehemaligen entgegenzukommen, schlossen sich noch kleine Aufführungen an. Die Sache war aber mit Unzukömmlichkeiten verbunden.

Nur zu leicht wächst sich Weihnachten zu einem einseitig genießerrischen Tage aus. Das Beste am Fest besteht doch wohl darin, daß der Christbaum in recht guter, gesunder Lebensluft drin steht, in einer Friedensfestwoche. Wo der rechte Liebesgeist erkämpft worden ist, vielleicht unter schwerem Ringen, das erfolgreich die berüchtigte „Charfreitagsstimmung“ überwunden hat, da kommt dann schon der rechte Weihnachtston, der süße. Wenn man aber die fromme Feier nur so „holterdipolter“ über alles Garstige, über Hausstreit und Aberwillen aufkleistert und überstülpt, wird gern ein heuchlerisches Bild, ein Firnis mit Modergeruch daraus. Wir wollen uns auch hüten, Weihnachten als Belohnungs- und Strafgelegenheit zu mißbrauchen. Diese Tendenz widerstreitet diametral dem Sinn des Festes, welches unverdient beschenken will. Man hat mir erzählt, ein Vorsteher sei einmal zur Adventszeit, wo anscheinend die bösen Geister sich Rendez-vous geben, tief empört gewesen über Bosheiten seiner großen Burschen. Im Unmut habe er die Parole ausgegeben: Diesmal keine Weihnachtsfeier!

Und bei dem Beschuß sei es geblieben, auch nachdem der erste Entrüstungssturm sich gelegt habe. Aber das scharfe Exempel sei einmalig geblieben. Meister und Geselle, Aufsichtskommission und Zöglinge seien darin einig gewesen, daß man Weihnachten nie mehr auslassen dürfe. Eine derart frostige Zeit wie in einem Frigorkasten, trostlos und düster, sei in den Annalen des Hauses vor- und nachher nicht zu verzeichnen gewesen. Den Verächtern christlicher Feste täte es gut, wenn in aller Welt einmal jede christliche Feier abbestellt würde, damit sie so recht den Eindruck russischer festloser Trostlosigkeit inne würden. Man würde wieder dankbarer.

Lassen wir nur Weihnachten nicht zur Prunkfeier ausarten mit gleißender Hülle ohne Seele, wo das Christkind unter der Prunkdecke erstickt! Bleiben wir vorsichtig bei schlichten Formen, schlichtem Baum, schlichtem Kreis und schlichten Geschenken! Lassen wir uns die Warenhausweihnachten mit ihren grellen Blendern als abschreckendes Muster dienen! Hier ist doch die Veräußerlichung auf die Spitze getrieben mit dem überwältigenden Kitsch. Gehen wir weg von diesen Stätten des Talmigoldes! Singen wir lieber mit den Kleinen: „O Jesulein zart, dein Kipplein ist hart! O Jesulein zart, wie liegst du so hart! Schlaf, Kind, schlaf, die Aeuglein tu zu! Schlaf und gib uns die ewige Ruh!“ Oder lassen wir Kinderstimmen ertönen mit Blockflötenmusik: „Zu Bethlehem geboren ist uns ein Kindlein. Das hab' ich auserkoren; sein eigen will ich sein. In seine Lieb' versenken will ich mich ganz hinab. Mein Herz will ich ihm schenken und alles, was ich hab'. Von ganzem reinem Herzen will ich dich lieben, Herr, in Freuden und in Schmerzen je länger und je mehr!“ Dabei wollen wir nicht vergessen, daß ein gewisses vorgerücktes Jugendalter für diesen naiven Ton weniger mehr zu haben ist. Börlin in Betschwanden meint in der Lehrerzeitung ganz richtig: „Die Gedanken der Jugend, die sich im geräuschvollen Hasten vor dem Fest oft nur um Schenken und Beschenktwerden drehen, sind auf den ureigensten Sinn des gemütvollsten unserer Feste hinzuweisen.“ Diese Aufgabe in unserer materialistischen Zeit ist zwar nota bene gar nicht leicht.

Treffend meint Kaspar Rissi in der neuen Schulpraxis: „Daß dieses weihnachtliche Geben und Nehmen seinen göttlichen Ursprung hat, liegt noch ziemlich außerhalb der kindlichen Gedankenwelt. Der Adventsunterricht hat die vornehme Pflicht, die Kinder hinauszuführen aus ihren irdischen Sinnen und ihnen jenes himmlische Geschehen vor Augen zu stellen. Schon die Kleinen dürfen es erfahren und werden es in ihrer Art verstehen, daß Gott durch die Sendung seines Sohnes die erste Weihnacht schuf. Gott ist der Geber. Wir sind die Beschenkten. Das Kommen Christi in unsere Welt sei der Inhalt besonderer Erzählstunden. Sie sollen unserer Adventsstimmung die echte Tiefe geben.“ Wenn es in den jugendlichen Herzen zu einem Echo kommt mit den Worten: „Laßt uns das Kindlein grüßen! Fallt freudig ihm zu Füßen!“ dann ist meiner Ansicht nach das Ziel der Weihnachtsfeier erreicht.

Aus der Weihnachtsfeier ist — Gott sei's geklagt — leider vielfach eine Weihnachtsindustrie geworden, aus dem Weihnachtswunder

ein gangbarer Handelsartikel, auf welchen sich gerissene Händler arischer und nichtarischer Abstammung geworfen haben. Hier dürfte unser Herr auch einmal zur Tempelreinigung antreten. Oder wollen wir Heimleute die Kur, wo es nötig ist, nicht selber an unserm Ort vornehmen? Und wenn wir es gar fertig bringen, zu allernächst bei uns selber anzufangen, dann wird die Redensart vom billigen „Weihnachtsklimbim“ auch wieder eher verstummen. Die Weihnachtszeit soll uns auch nicht zum Unruheherd werden, der uns aus dem Sattel wirft und uns das Beste nimmt, statt uns das Beste zu geben. Weihnachten darf nicht mehr die Entartungserscheinungen an sich tragen, wo Egoismus und Begierden Orgien feiern. Wir wollen auch nicht bei der heidnischen Sonnwendfeier landen. Johann Calvin habe aus purer Furcht vor Entartung nichts von einer Weihnachtsfeier wissen wollen im Gegensatz zu Martin Luther.

Der Heiland habe einmal, wird in böslicher Legende erzählt, zur Christagszeit vor einer Türe um Einlaß gebeten. Man habe ihm freundlich, aber bestimmt bedeutet, er komme leider zur Unzeit. Man feiere soeben Christbescherung. Wenn Gott vom Himmel schaut auf unsere vermaterialisierten Feiern, ob er da auch wieder ausrufen wird, wie zu alttestamentlicher Zeit: „Ich mag nicht riechen eure Gottesdienste!“?

Zur erfolgreichen Begehung einer schlichten Weihnachtsfeier zähle ich auch die Vermeidung jeglicher knifflicher Musikstücke und verzwickter Gesänge. Rein, zart und fein, das genügt. So wirken Kinderstimmen am tiefsten. Ich habe mich oft gewundert, wie die Herren der Aufsichtskommission manchmal ganz hingerissen waren von einfachen Liedern unserer Knaben. Zu Weihnachtsgesängen passen famos die Hirntöne der Blockflöte. Auch mal ein froher Kanon paßt wohl in den Rahmen, wenn wir uns auch hier vor verblüffendem Kanon-athletentum hüten wollen. Und das Heimorchester, ist es notwendig? Wir ziehen es gern zu rate, wenn sich die Sache mit einfachen Mitteln machen läßt. Es braucht absolut nicht dem Tonhalleorchester kongruent zu sein. Es schadet nichts, wenn die Instrumente sich etwas kunterbunt zusammenfügen. Sollte sich ein Joseph Haydn im Grabe umkehren, weil wir keck Zupfgeige, Okarina, Tamburin, Mandoline und Kniegeige zusammenkuppeln? Er hat ja auch eine putzige Kindersymphonie verbrochen.

12. Schluß.

Ethik und Aesthetik einzeln und im Zusammenklang sind jederzeit zwei kräftige Handgriffe im Heimbetrieb, die einen heilsamen Ablauf sichern. Wer ihnen Raum schafft, schafft an des Hauses Wohl. Wer Schönheitspflege übt, baut an dem Himmel, unter welchem nach Jean Paul alles gedeiht, Gift ausgenommen. Wer Sittlichkeitspflege übt, ist Gärtner in Gottes Garten, der da pflanzt, begießt, jätet und so allerlei fertig bringt in den Beeten, nur das Wachsen und Gedeihen nicht. Wer vermag in der Erziehung die einzelnen Einflüsse auseinanderzuhalten? Es ist in der Kindesseele alles so fließend, sowohl seine eigenen Anläufe und Regungen als auch die ethische Berieselung durch Mit-

menschen und die direkten göttlichen Impulse. Wer vermöchte zu scheiden! Es ist auch nicht nötig. Die nachfolgende Zeit der Ernte ist bestimmt als Zeit des Scheidens. Ehrlicherweise müssen wir ja über das Wesen unserer Kinder, selbst über die eigenen, sagen: Wir kennen ihr Allerinnerstes nicht. Wir gehen mit Wilhelm Busch einig, wenn er sagt: „Wie wolltest du dich unterwinden, kurzweg die Menschen zu ergründen! Du kennst sie nur von außenwärts! Du siehst die Weste, nicht das Herz.“ Gibt es nicht ein Bibelwort, das ähnlichen Klang hat vom Menschen, der siehet, was vor Augen ist? Kinderwesen liegt nicht vor uns wie ein Brunnentrog voll Wasser. Es schmeckt bitter, wenn man als bestellter Erzieher nicht sich Herr der Lage weiß, sondern Erzieherunvermögen und Erzieherunwissen mit Löffeln essen muß. Unser Trost ist nicht unsere überragende Erzieherkunst, sondern des Paulus Wort: „In ihm leben, weben und sind wir.“ In diese Strömung weisen wir den Kiel des Schiffes, das unsere Kinder trägt. Bei diesem Tau nimmt das Kind zu „an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen“. In diesem Bewußtsein halten wir auch nicht allzuviel von unserer stümperhaften Drechslerei an der Kindesseele. Wir fragen lieber: Was kann geschehen, um bei unsren Kindern Gottes Stimme deutlicher hervortreten zu lassen? Schon ein alter Kirchenvater hat behauptet, die Kunst aller Künste sei die Führung der Seelen. Eine ergreifende Bachkantate betitelt sich: „Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit.“ Das möge für jung und alt im Heim der Haupttitel werden, die zeitbestimmende Sonnenuhr! Und wenn Gott die Zeit bestimmt, dann zupft der Mensch nicht wild am Zeitgeschehen herum, sondern er achtet mit Ehrfurcht auf den Ablauf des göttlichen Zeitmessers.

Ethik und Aesthetik sind zwei glänzende Gestirne in unserm Leben. Würden sie einmal erloschen, merkten wir erst, welches Chaos entstünde. Die Erde würde wieder wie einst wüst und leer. Was wollten wir ohne sie mit unsren Schwererziehbaren machen? Sie sind die Förderer der Herzens- und Gemütsbildung. Unsere Kinder sollen Gottes Finger sehen. Sie sollen auch eine Glocke tönen hören aus dem Zauberland des Schönen herüber, die sie reizt, auf irgendeinem Weg dieses Wunderland zu suchen. Auf diesen geweihten Wegen sollen sie der Gemeinheit des menschlichen Wesens entrückt werden. Was macht unsere Heime zu Stätten der Not? Das Gemeine. Alexandra Rachmanowa sagt mit Recht: „Tief ist die Bestialität in der Seele des Menschen verankert.“ Und der originelle Nietzsche meint: „Die Grausamkeit gehört zur ältesten Festfreude der Menschheit.“ Es ist schon so: An Gemütsroheit leiden wir alle zusammen, Junge und Alte. Liebe Freunde unter Euch werden mir einwenden: Gegen den menschlichen Unflat hilft wirkungsvoller als alles andere eine Gesinnung im Geiste Jesu Christi. Das Oeffnen des Geistes für das Schöne in Natur und Kunst wird nie von solcher Durchschlagskraft auf das Kinderherz begleitet sein wie das Oeffnen der Kinderseele für die Frohbotschaft Jesu. Diesen Einwand möchte ich nicht entkräften, aber bemerken, daß man das eine tun und das andere nicht lassen möge. Das Schöne um uns ist Gottes Gabe so gut wie das tägliche Brot und ebenso nötig wie dieses,

ein Pfund, das wir zu verwalten haben, so gut wie jedes andere Gut. Und wollten wir dem Kinde das Schöne vorenthalten, es fände mit verbundenen Augen den Weg.

Das möchte ich noch betonen: Wir übersehen so vieles Schöne und Edle in unserm Haus, weil der Ausblick uns durch allerlei Häßlichkeiten verdeckt ist. Ich hatte einmal einen Freund zu Gast. Wir saßen am Tisch mit der ganzen Anstaltsgemeinde, und ich hätte gern meinen Freund den rassigen musterhaften Anstaltsgaul mit seinem edlen Blut, mit seinen feinen Tischsitten vorgeritten. Aber der Gaul wollte nicht. Er bockte. Die Buben benahmen sich wild und ungeniert. Auf meiner Stirn sammelte sich Aergerlichkeitsgewölk. Vielleicht wäre es zum Platzen einer Verdrüßbombe gekommen. Da deutete mein Freund, der sich alles still besah, hinüber zu zwei meiner Büblein. Ich dachte, gleich werde er mir eine Unart meiner Rangen aufdecken, und ich suchte schon vorsorglich nach dem passenden Schönheitspflästerchen, nach einer glaubhaften Entschuldigung. Aber er sagte: „Sieh doch, wie nett! Das war zu herzig! Wie jetzt der Blondhaarige da dem krausköpfigen Kamerädelin beim Zerschneiden der Speisen zugeschickt hat. Keine Mutter hätte es lieblicher machen können. Hast du es nicht beachtet?“ Nein, ich hatte es nicht beachtet und nichts Herziges gesehen. Ich war verblüfft und beschämt.

Ich habe fürchterlich Angst, daß mein Vortrag auch gar zu altväterisches Gepräge aus einer vergangenen Periode an sich trage. Aber gelt, liebe Zuhörer, es käme noch fürchterlicher heraus, wenn ich krampfhaft in Jugendlichkeit machen würde, wenn ich Ihnen den kühnen „Jüngling im lockigen Haar“ vorgaukeln wollte, das Alter in der Toga der Juventute. Das gäbe doch eine arge Stilverirrung. Sollte also in meinem Referat da oder dort ein „Gräueliguu“ herauszuschmökken sein, so wollen Sie bitte entschuldigen. Beim besten Willen, nur lautere Frischeier in den Teig zu rühren, kann es in der Hast doch begegnen, einmal ein ungutes Ei zu erwischen.

Darf ich bitten, sich noch einmal zu wehren gegen Erschlaffung der Aufnahmefähigkeit? Ich bin nämlich gebeten worden, mich zu äußern über die so viel Staub aufwerfende Frage der Neuerstellung unseres reformierten Kirchengesangbuches. Sicher spielt dieses Buch mit seinen ethischen und ästhetischen Belangen hinein in unser heutiges Thema. Man ist im entstandenen Disput heiß aufeinander losgegangen und hat sich nicht gescheut, einander Ehr und Seligkeit abzusprechen. Ich möchte aber nicht helfen, den Span in unsere Reihen zu tragen. Eine der stärksten Ablehnungen unseres jetzt gebräuchlichen Gesangbuches habe ich von einem Schaffhauser Pfarrer gelesen: Das jetzige Buch sei ein krauses Sammelsurium, unserer Landeskirche rein unwürdig. Nicht zu denken, daß in abermal 40 Jahren ein Hitzkopf von Anno 1980 so über den jetzigen Entwurf herfallen wird! Die Verfasser des jetzt gelgenden Buches galten doch einst auch als tüchtige Hymnologen. Mir persönlich ist die angebahnte neue Stilrichtung fast zu puritanisch, zu lutherisch. Ich sähe gern auch im Religiösen den Volkston mitschwingen, den Gemütston. Ich möchte gern etwas Erdgeruch heraus-

riechen, auch in der Kirche drin. Ich möchte nur ungern Lieder mit betonter Empfindung bei befreundeten Gemeinschaften suchen. Aber ich spreche furchtbar subjektiv und musiknaiv. Ich mag den Jungen den Schmaus am stilreinen Gesangbuch wohl gönnen. Ich wäre heilfroh, wenn unsere Brüder von der katholischen Kirche unsern Gesangbuch-Hausstreit so deuten wollten, daß sie aus dem Grad des Erfeierns schlössen, daß uns die Sache wichtig sei. Sie sollen aber nicht den Trugschluß ziehen, wir wären händelsüchtig.

„Stellt auf den Tisch die duftenden Reseden! Die letzten roten Asten holt herbei! Und laßt uns wieder von der Liebe reden wie einst im Mai!“

Sehr verehrte Zuhörer! Liebe Zuhörerinnen! So singt ein Lied, ein Wehmutslied von vorigen Tagen. Es ist Usus, hergebrachte gute Sitte seit unserer Väter Zeiten, daß die Anstaltsleute im Monat Mai miteinander tagen und miteinander reden. „Ewig schreitet fort das Leben, immer wieder kommt ein Mai.“ Ihr Referent hat einst in seinem Lebensmai zu Ihnen geredet und hat einst freudig mitgemacht wie heute noch. Aber es ist indessen bei ihm Spätherbst und Vorwinter geworden. Aber trotzdem einneweg: „Schnee im Hag, 's Herz, das ist gäng parat zum Meietag.“ Möge dieses in Uebung stehende Reden im Mai nur stets für alle Zukunft in Liebe geschehen! Das ist mein leiser Wunsch.

Schweiz. Verband für Schwererziehbare
Deutschschweizerische Gruppe
Geschäftsstelle: Zürich 1, Kantonsschulstrasse 1, Telephon 41 939

Ein Vorschlag für den Fortbildungskurs

Von Dr. Paul Moor, Zürich.

Das Büchlein von Häberlin über Möglichkeit und Grenzen der Erziehung, von dem in den letzten Nummern an dieser Stelle die Rede war, zeigt eine Lösung der Frage, mit was für Erfolgen wir uns in der Erziehung unserer Kinder zufrieden geben müssen. Aber es zeigt eben nur eine solche Lösung, und es zeigt sie nur grundsätzlich. Dem Leiter und Erzieher in einem Heim für Schwererziehbare ist damit noch wenig gegeben. Für ihn werden oft die kleinsten Einzelheiten viel wichtiger als die grundsätzlichen Fragestellungen, und es ist ohne weiteres verständlich, wenn gerade er darum jene Frage beständig aufs neue wieder stellt. Ganz sicher würde es interessieren, wenn unser nächster Fortbildungskurs versuchte, diese Frage zum zentralen Thema seiner Verhandlungen zu machen. Wir selber dächten uns einen solchen Kurs etwa folgendermaßen:

Es müßten zuerst eine Anzahl von Heimleitern in ganz kurzen Voten erzählen über je ein Beispiel von Erfolg und je ein Beispiel von Mißerfolg aus ihrer eigenen Praxis, und es ließe sich daran anschließen